



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Ich möchte wohl mit Ihnen zusammen arbeiten, Baron, und einen guten Freund haben; Ihre Tage bei der Post sind aber gezählt. Wenn Sie nun geschieden sein werden und eine reiche Frau heiraten —

Unwillkürlich blieb er stehn.

Sprechen Sie keinen Unsinn, Melitta!

Aber sie legte ihren Arm in den seinen und zog ihn leise weiter.

Es wird das Beste für Sie sein, Baron, und Sie müssen es tun für sich selbst und für Ihre Familie. Sie sind doch ein vornehmer Herr und müssen wieder vornehm werden. Wenn ich dann später eine steinalte Jungfrau bin und in irgend einem Armenhaus mein Kämmerchen habe, dann will ich Ihrer gedenken und für Sie beten. Vielleicht fahren Sie dann einmal vierspännig an meinem Stiechenhaus vorüber und wissen nicht, daß ich darin wohne und an Sie denke. — Ihre Stimme klang verschleiert. Er hörte ihr zu, dann lachte er.

Sie sind phantastisch, Fräulein Melitta. Mit Bieren werde ich niemals fahren, ebensowenig, wie Sie Ihre Tage im Armenhaus beschließen werden. Vielleicht treffen wir uns aber doch einmal im Alter und gedenken dann der Zeit, wo wir jünger waren.

Vielleicht. Melitta sah träumerisch vor sich hin. Ein Lusthauch strich durch die Bäume, und einige welke Blätter fielen um sie und in ihr dunkles Haar.

Wolf wollte nach ihnen greifen; sie aber bog den Kopf zur Seite und sah ihn mit glänzenden Augen an.

Die Bäume senden mir ihren Gruß, sagte sie geheimnisvoll. Lassen Sie sie gewähren, und denken Sie daran, daß auch wir welken müssen.

Unter den dunkeln Bäumen glitt sie davon, und vom Kreuzgang her kam Fräulein von Wolfenradt, die schon nach ihrem Bruder ausgesehen hatte und ihm nun eine lange Geschichte von Frau von Manska erzählte. Aber Wolf hörte nicht zu.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Reichs Spiegel

Der preussische Landtag ist in Berlin mit all dem Pomp eröffnet worden, der in neuerer Zeit bei solchen Anlässen üblich ist. An die Thronrede hat sich zwei Stunden später noch eine Ansprache des Ministerpräsidenten an das Herrenhaus geknüpft, die „Weihe des Hauses“ und seiner neuen Räume. Es ist nicht unbemerkt geblieben, daß Graf Bülow bei seinem ersten Erscheinen in diesem neuen Hause auf den Fürsten Bismarck hingewiesen hat, „den größten Staatsmann, den Preußen und den Deutschland hervorgebracht hat.“ Es war dort allerdings um so mehr die Gelegenheit dazu, als Fürst Bismarck auch das bedeutendste Mitglied gewesen sein dürfte, das das Herrenhaus in seiner Matrikel zu verzeichnen hat. Die Hervorhebung des Bismarckschen Wortes, daß das Herrenhaus der Träger sein soll einer Politik, die nicht mit Leichtigkeit den Tagesströmungen folgt, sondern die den Regulator und den Ballast des Staatsschiffes darstellt, den Ballast, der es vor Schwankungen bewahrt, darf man wohl in Zusammenhang mit den Aufgaben der neuen Session, speziell mit der Kanalfrage, bringen. Das Herrenhaus hat in den letzten Jahren eine Reihe neuer Mitglieder erhalten, deren Ansehen sowohl wie ihr Votum von Bedeutung sein wird, wenn die Kanalvorlage überhaupt bis an das Herrenhaus gelangt. Die Aussichten dieser Vorlage sind allem Anschein nach im Abgeordnetenhaus günstiger als früher. Die kanalfreundlichen Mitglieder werden weise genug sein, das Wünschenswerte nicht

dem Erreichbaren vorzuziehen, und sie werden es der Zukunft überlassen, den „Torso“ zu vollenden, d. h. den Kanal von Hannover bis zur Elbe weiterzuführen; die Kanalgegner werden es nicht zum zweitenmal auf einen Konflikt mit der Krone ankommen lassen, dessen Wirkungen sich leider auf dem gesamten Gebiet unsrer innern Politik fühlbar gemacht haben. Die Prinzipienfrage ist ja genugsam erörtert. Man kann mit schwerwiegenden Gründen Gegner des Kanals sein und den Standpunkt behaupten, daß Kanäle einer Zeit angehört hätten, in der es noch keine Eisenbahnen gab; man kann darauf verweisen, daß der Kanal die Erträgnisse der Bahnen stark beeinträchtigen wird, daß er eine Reihe von Monaten im Jahre nicht benutzbar sein wird, daß er dem Westen vielleicht nützt, aber dem Osten schadet, dem man nicht zumuten dürfe, an seiner eignen Benachteiligung mitzuwirken. Das alles kann theoretisch ganz richtig sein.

In der Politik entscheidet aber der Erfolg, und der scheint in einer neuen großen Wasserstraße, die weite Landstriche erschließt, dadurch verbürgt, daß sie neue Werte schafft, sich den Eisenbahnen als ein fleißiger und nützlicher Zubringer erweist und durch Erhöhung der Kaufkraft der Industrie gerade der Landwirtschaft nützt, die in einer blühenden Industrie mit ihre beste Kundin hat, was gerade Fürst Bismarck oft genug hervorgehoben hat. Wenn die Bevölkerung des Deutschen Reichs in zwanzig Jahren von sechzig auf achtzig Millionen Menschen angeschwollen sein wird, entfällt der Löwenanteil an diesem Zuwachs doch auf Preußen. Macht aber die Landwirtschaft in Deutschland nicht sehr große Anstrengungen, so wird sie mit ihrer Leistungsfähigkeit für die Ernährung der Bevölkerung hinter dieser Zahl sehr weit zurückbleiben; vermag der Osten aber landwirtschaftlich mehr zu leisten, so kommt ihm wiederum die bequeme und billige Wasser Verbindung nach dem Westen zustatten. Unsrer gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse sind in diesem Zeitalter des Verkehrs, der Erfindungen usw. fortgesetzten Veränderungen unterworfen, und bis einmal die geplanten Wasserstraßen vollendet sein, und ihre Wirkungen sich auf unsre wirtschaftlichen Verhältnisse geltend machen werden, haben sich die heutigen Unterlagen für deren Berechnung längst verändert. Gab es doch seinerzeit konservative Stimmen, die sich gegen die Dampfersubventionen richteten, weil diese Dampfer Getreide als Rückfracht oder Ballast bringen würden! Heute kommen auf nicht subventionierten Schiffen von Amerika gewaltige Massen Apfel herüber, weil der deutsche Obstbau den Bedarf nicht einmal bei guten Ernten zu decken vermag!

Konservative Blätter haben in der Besprechung der Thronrede die entgegenkommende Haltung der Regierung anerkannt und die Erreichung eines Einverständnisses nicht von der Hand gewiesen. Dieses Einverständnis ist sehr viel wichtiger als jede problematische Erörterung der Frage, ob und in welchem Umfange sich der Kanal in Zukunft verzinzen werde. Wichtiger als das alles ist, daß ein Gegensatz aus unserm öffentlichen Leben verschwindet, der auf den verschiedensten Gebieten lähmend und erschwerend lastet. Und nach Jahren eines zerstörenden Kampfes könnte sich die konservative Kanalopposition ähnlichen Ergebnissen gegenübersehen wie einstmal die freisinnige Opposition in den Konfliktjahren.

Die beiden Zukunftskonkurrenten in Ostasien. Fast schneller, als erwartet werden konnte, hat durch die Unterzeichnung des amerikanisch-chinesischen Vertrags der amerikanische Wettbewerb in Ostasien eine für Rußland ernste und unbequeme Gestalt angenommen. Die Unterzeichnung des Vertrags, die von amerikanischer Seite mit großer Dringlichkeit betrieben wurde, kommt einem Betto gegen die russische Okkupation der Mandchurei ziemlich nahe. Denn erstlich erkennt Amerika durch den Vertrag die territorialen Hoheitsrechte Chinas über die Mandchurei von neuem und ausdrücklich an, zweitens legt es in die wirtschaftliche Mauer, die Rußland um die Mandchurei zu ziehen gedachte, durch die vertragsmäßige Öffnung der Häfen von Mukden und Antung eine tiefe Bresche, die durch

die eilige Bestellung amerikanischer Konsuln an diesen Plätzen sofort praktisch ausgenutzt werden soll. Die russischerseits bisher beiseite geschobne chinesische Autorität in der Mandschurei empfängt durch diese beiden amerikanischen Konsulate im letzten Augenblick eine wertvolle Unterstützung, deren Tragweite noch gar nicht abzusehen ist. Denn die amerikanischen Konsuln werden selbstverständlich nicht mit den russischen Behörden, sondern mit den chinesischen verhandeln, diesen somit einen starken internationalen Rückhalt verleihen; sie werden deren schon zertrümmerte Autorität den Russen gegenüber wieder aufrichten und so einen lebendigen wirkungsvollen Protest Amerikas gegen die russische Okkupation darstellen, ein amerikanischer Pfahl im russischen Fleische. Es läßt sich deshalb auch voraussehen, daß zunächst jeder Versuch Rußlands, sich die Mandschurei formell von China abtreten zu lassen, womit die russische Diplomatie zu lange gezögert hat, fortan auf den Widerspruch Amerikas stoßen wird, das damit eine sehr bedeutsame Schwenkung in seiner früher russenfreundlichen Politik vollzieht. Zu der Zeit Kaiser Alexanders des Zweiten und auch noch des Dritten bestand zwischen Rußland und Amerika eine wohlverstandne und von beiden Mächten England gegenüber gepflegte Intimität. Dieser Sorge ist England jetzt ledig, der eilige Schachzug der Amerikaner nähert die Republik der englisch-japanischen Gruppe. Das in Washington geleistete Stück Arbeit kommt den Japanern und den Engländern so gelegen, als ob es auf englische oder japanische Bestellung geliefert worden wäre. Den Japanern konnte gar nichts besseres passieren, als daß Amerika in seinen Konsuln Schildwachen auf dem Boden der Mandschurei unter ausdrücklicher und tatsächlicher Anerkennung der chinesischen Territorialhoheit aufstellt. Sogar für Dalny, das neue im Entstehn begriffene russische Handelsemporium, hat Präsident Roosevelt einen „Reisekonsul“ ernannt. Rußland wird fortan mit den Berichten dieser amerikanischen Konsuln und deren Veröffentlichung zu rechnen haben. Es wird sich damit einzurichten wissen. Unverkennbar haftet an diesem Schachzug der Amerikaner ein starker Beigeschmack von „Revanche für Pischinew“ und für die russische Ablehnung der dem Petersburger Kabinett zugeachteten amerikanischen Entrüstungsnote. Der amerikanische Import wird nun seinen Einzug in die Mandschurei halten, und die mandschurische Bahn wird die amerikanischen Waren nordwärts führen.

Rußland wird so lange nicht daran denken können, seine Zollgrenzen vom Amur nach Süden vorzuschieben, bis etwa eine neue politische Kombination in naher oder ferner Zukunft Amerika dazu bestimmt, die Einverleibung der Mandschurei in das Zarenreich gegen anderweite Äquivalente zuzugestehn. Vielleicht ist das der eigentliche Kern der amerikanischen Politik, die zunächst mit dem eiligen Abschluß des chinesischen Vertrags Rußland nicht nur einen wirtschaftlichen, sondern auch einen diplomatischen Fehdehandschuh hingeworfen hat. An die militärische Räumung der Mandschurei wird man demgegenüber in Petersburg weniger denn je denken. Niutschwang und Mukden können schon als Verbindungspunkte zwischen Port Arthur und Wladiwostok niemals aufgegeben werden. Eine russische Avantgarde steht in Niutschwang — dem Knotenpunkt der mandschurischen Bahn zwischen der nach Peking über Tientsin führenden Linie einerseits, der südwärts führenden Verlängerung nach Port Arthur andererseits — nur noch fünfhundert Kilometer von Peking, eine Entfernung ungefähr wie von Königsberg nach Berlin, ganz abgesehen von der Eisenbahnlinie. Es ist begreiflich, daß Rußland, namentlich solange Tientsin von europäischen Truppen besetzt bleibt, von Niutschwang einen starken Druck auf den Hof in Peking auszuüben vermag; dennoch scheint weder der diplomatische noch der militärische Druck für diesmal ausgereicht zu haben, den Abschluß des amerikanisch-chinesischen Vertrags zu verhindern. Die letzten Gedanken der amerikanischen Politik sind freilich nicht ganz leicht zu erraten. Die Amerikaner haben sich in Korea Interessen geschaffen; bei etwaigen Vorgängen in Seoul würden sie militärisch mitsprechen, Amerika würde in Korea jeden Einfluß erreichen, den es dort haben will. Wer bürgt den Japanern dafür, daß über dem so heiß ersehnten

Korea sich nicht eines Tages das Sternenbanner entfaltet? Von Luzon, der nördlichsten der Philippinen, bis nach Nagasaki sind nur 1400 Seemeilen, und für das amerikanische Expansionsbedürfnis ist die Gebietserwerbung auf dem asiatischen Kontinent, von Formosa ganz zu geschweigen, ein ziemlich nahe liegender Gedanke. Amerika könnte dann immer noch getrost das nördliche Drittel an Rußland überlassen und sich mit den südlichen zwei Dritteln begnügen. Doch das sind Zukunftsprobleme. Einsteilen bleibt als Tatsache zu registrieren, daß der Hinzutritt der Vereinigten Staaten eine weitausschauende Verschiebung aller wirtschaftlichen und politischen Zukunftsgestaltungen in Ostasien bedeutet. Ohne irgendwelche nennenswerte Machtentfaltung hat sich Amerika mitten in die chinesisch-russisch-japanische Spannung hineingestellt — mit welchen Endzielen, wird die Zukunft lehren.

Einsteilen mögen sich die Japaner vergnügt die Hände reiben. Wollen sie verständig handeln, so können sie sich durch dieses Vorgehn der Amerikaner für jedes Kriegsgrundes entbunden erachten. Russischerseits scheint ebensowenig Neigung zu bestehen, Teile von Korea zu okkupieren, als die japanische Flotte anzugreifen; für Rußland fehlt das Objekt einer Offensive, so lange die Japaner nicht in Nordkorea eine Rußland bedrohende Stellung einnehmen oder gar gegen die Mandschurei vorgehn. Nach dem Abschluß des amerikanisch-chinesischen Vertrags kann Japan seine Finger von der mandschurischen Frage lassen, ebenso wie Rußland wegen Koreas seine Zeit abwarten wird. Das Warten hat die russische Politik jederzeit vortrefflich verstanden. In Europa wird man dabei nicht außer acht lassen dürfen, daß jeder politische Erfolg die Japaner nur anspruchsvoller machen wird, nicht nur Rußland gegenüber, und daß die ostasiatische Wunde offen bleibt. Wird Deutschland auf die Dauer damit rechnen dürfen, in diesen großen und tiefen Völkergegensätzen neutral zu bleiben, ohne Einbuße an seinem Ansehen und seinen Interessen zu erleiden? Und wie steht es mit den Mitteln zum Schutze beider?

\*g\*

Zeitschriften der Volks- und Heimatkunde. Es gibt in Deutschland etwa 300 Vereine, in denen die heimische Geschichts- und Altertumswissenschaft, im weitern Sinne also auch die Volks- und Heimatkunde gepflegt wird, und die meisten von ihnen geben für ihre Mitglieder eigne Zeitschriften heraus, die in größerem oder kleinerm Umfange, regelmäßig oder nach Bedürfnis erscheinen und in der Regel Abhandlungen geschichtlichen Inhalts aus dem Vereinsgebiete enthalten. Die Mitarbeiter der Zeitschriften sind einige wenige Vorstands- oder Vereinsmitglieder, die ihre Geschichtsforschungen in den Hefen veröffentlichen, und die meist auch die einzigen Träger und Stützen der wissenschaftlichen Vereinstätigkeit sind. Die Hauptmasse der Mitglieder begnügt sich mit der regelmäßigen Zahlung des Beitrags und mit dem Anhören von Vorträgen, mit der Teilnahme an den Versammlungen, Stiftungsfesten usw. und allenfalls noch mit dem Lesen der Zeitschrift. So hat sich in den letzten dreißig bis vierzig Jahren ein gewaltiger Stoff in den Vereinszeitschriften angesammelt, es ist unendlich viel geleistet worden, und es steht unzweifelhaft fest, daß der allgemeinen Geschichtsforschung von diesen Einzelstudien in den Vereinen viel zugute gekommen ist, obwohl die berufenen Geschichtsforscher manchmal verächtlich und mit mißgünstigen Augen auf diese Kleinarbeit der Geschichts- und Altertumsfreunde herabgesehen haben. Erst in den letzten Jahren ist es dem Gesamtvereine der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gelungen, ein besseres Verhältnis zwischen den Vereinen und den Universitätsprofessoren als den Trägern der Geschichtswissenschaft anzubahnen; die alljährlichen Generalversammlungen werden von diesen fast ebensogern besucht, wie von den Vereinsvertretern und den Archivaren der Staats- und der Privatarchive.

So ist für die Geschichtsforschung allseits aufs beste gesorgt; es werden vielfach mit staatlicher Unterstützung Urkundenbücher herausgegeben, Ausgrabungen veranstaltet, Jahreshefte und Denkschriften gedruckt, von Jahr zu Jahr füllen sich die

Bücheransammlungen mit Schriften geschichtlichen Inhalts, und doch fehlt es an einer Vermittlung der gesunden Ergebnisse an die weitem Volksschichten. Diese wissen von den Forschungen, von der Tätigkeit der Geschichtsvereine so gut wie nichts; sie lesen bestenfalls gelegentlich einen kurzen Bericht über diese oder jene Versammlung oder über eine sonstige Veranstaltung ihres heimatlichen Vereins, der im übrigen unter der Masse der andern Vereine verschwindet. Die Zeitschrift vollends bleibt auf die Mitglieder beschränkt, wird höchstens im Tauschverkehr an andre Vereine und an die öffentlichen Bücheransammlungen verschickt, und die oft mit großer Mühe zusammengestellten Arbeiten gehen für weitere Preise verloren, zumal da es nicht jedermanns Sache ist, sich in unserer vereinsreichen Zeit ohne innere Neigung einem Alttextumsverein anzuschließen.

Aus diesen Erörterungen folgt mit Sicherheit, daß die genannten Vereine und ihre Zeitschriften der wirklichen Volks- und Heimatkunde nur in beschränkter Weise dienen können, wenn man darunter nicht nur eine philologische Wissenschaft über das Volk und die Heimat, sondern auch die Belehrung des Volkes über seine Heimat und sein Wesen versteht. Ich habe schon einmal in diesen Hefen darauf hingewiesen, daß hier die Tageszeitungen eintreten und in ihren Sonntags- oder Monatsbeilagen Volks- und Heimatkunde pflegen müßten, anstatt die Spalten mit öden, häufig sogar wertlosen Romanen zu füllen.

Und es scheint sich auch in dieser Hinsicht zu regen: im Juliheft der Deutschen Geschichtsblätter teilt der Herausgeber Dr. Armin Tille folgendes mit: „Der Fuldaer Geschichtsverein veranlaßt seit 1902 die Herausgabe der Fuldaer Geschichtsblätter, die der Stadtdirektor Dr. Joseph Kartels leitet, und die mit dem Untertitel: Zeitschrift für Geschichte, Kunst-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, insbesondere des ehemaligen Fürstentums Fulda, als Monatsbeilage zur Fuldaer Zeitung erscheinen. Der erste Jahrgang liegt abgeschlossen vor und zeigt, wie ein Verein ohne große Kosten sich ein Organ schaffen und — was noch mehr ist — zugleich auf die weitem Kreise wirken kann, da eben in der Beilage zur Tageszeitung manche Dinge stehen, die ihm sonst nie zu Gesicht kommen würden. Die Leistung des Fuldaer Geschichtsvereins und des Schriftleiters verdient die vollste Anerkennung, denn mit bescheidenen Mitteln ist hier viel erreicht worden: die Beiträge sind volkstümlich und jedermann verständlich und doch zugleich sachlich wertvoll, sodaß jeder Forscher für seine Zwecke hier brauchbares Material finden kann.“ Dr. Tille fügt in einer Anmerkung dann noch hinzu, daß auch die „Blätter für sippische Heimatkunde“ als monatliche Beilage der sippischen Landeszeitung in Detmold erscheinen, aber ohne daß ein Verein dahinter stehe.

Diese und ähnliche Blätter als Zeitungsbeilagen sind der Übergang zu einer andern Art von Zeitschriften für Volks- und Heimatkunde, die in den letzten Jahren unabhängig von Vereinen als selbständige buchhändlerische Unternehmungen entstanden sind und mit Freuden begrüßt werden können, da sie sich durchweg die Pflege eines gesunden Volkstums zum Ziel gesetzt haben.

Als das Vorbild dieser neuen Zeitschriften darf man wohl mit Recht den „Bär“ betrachten, die bekannte Berliner illustrierte Wochenschrift für Geschichte und modernes Leben. Länger als ein Vierteljahrhundert ist im Bären die Heimatkunde für Berlin und die Mark Brandenburg mit Liebe und Verständnis gepflegt worden, es haben ja auch Männer wie Theodor Fontane u. a. fleißig daran mitgearbeitet. Die Zeitschrift ist vor kurzem eingegangen, und an ihre Stelle ist der „Roland“ getreten als Zeitschrift für brandenburgisch-preussische und niederdeutsche Heimatkunde; sie kostet vierteljährlich zwei Mark fünfzig Pfennige und erscheint bei Fr. Zilleßen in Berlin. Inhaltlich steht der Roland mit dem frühern Bären etwa auf derselben Stufe; er bringt vorgeschichtliche und geschichtliche Abhandlungen in gemeinverständlicher, anregender Form, wenn möglich mit Bildern und Plänen, Wanderungen durch landschaftlich und geschichtlich hervorragende Gegenden der Mark mit photographischen Aufnahmen, ferner geschichtliche Erzählungen und Romane aus der

Heimat, Berichte über Geschichtsvereine und eine Reihe von kleinern Mitteilungen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen, auch humoristischen Inhalts; sogar Gedichte finden im Roland Aufnahme.

Die beste mir bekannt gewordne Zeitschrift auf dem Gebiete der Heimatkunde ist wohl die seit drei Jahren erscheinende illustrierte Monatschrift: „Unser Anhaltland“ für das Herzogtum Anhalt.<sup>\*)</sup> Sie erscheint im Verlage der Hofbuchdruckerei von C. Dünnhaupt in Dessau, kostet vierteljährlich zwei Mark und ist gediegen und geschmackvoll ausgestattet. Jedes Heft in der Stärke von drei Bogen hat eine besondre Kunstbeilage mit Darstellungen aus der Landschaft oder aus der Kunstgeschichte des Herzogtums. Die Monatschrift will Kunst, Wissenschaft und heimatisches Leben in Anhalt fördern und hat bisher diese Aufgabe in vollem Maße erfüllt. Außer vorgehichtlichen, geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Aufsätzen, die zum größten Teile von den Lehrern der höhern anhaltischen Schulen verfaßt werden, bringt die Zeitschrift kleinere Skizzen und Landschaftsschilderungen mit Bildern aus der Heimat, ferner eine Monatschronik des Anhaltlandes, Bücherbesprechungen, wissenschaftliche Wetterberichte und naturwissenschaftliche Aufsätze mit Beziehung auf die Heimat. So ist z. B. in einem der Hefte ein Aufsatz über die Pyramidenpappeln, deren es in der Umgebung von Dessau viele gibt, höchst lehrreich; durch solche Schilderungen werden die Leser meist erst auf die vorhandenen Besonderheiten ihrer Heimat hingewiesen und lernen sie richtig schätzen und achten, namentlich wenn die Gegenstände noch durch photographische Aufnahmen erläutert werden. Bilder aus der bekannten Umgebung fesseln den Leser ganz besonders; man geht gelegentlich wohl hinaus, sieht sich daraufhin die Landschaft an, begreift nun erst die Schönheiten und Eigentümlichkeiten und lernt in Zukunft bei andern Spaziergängen und Wanderungen auf alles achten, woran so mancher Mensch Zeit seines Lebens stumpf und gleichgiltig vorübergeht. Einer der größten Vorzüge der Liebhaberphotographie besteht denn auch — nebenbei bemerkt — darin, daß man bei der Ausübung des Photographierens von Landschaften erst einmal richtig sehen und schätzen, die schönsten Punkte herausfinden lernt. Es ist deshalb sehr gut, daß sich hier für diese Zeitschriften die Liebhaberaufnahme in den Dienst der Wissenschaft und der Heimatkunde stellt. Für die anhaltische Monatschrift ist in der Tat die beliebte buchhändlerische Redensart am Platze, sie sollte in keinem Hause — des schönen Herzogtums — fehlen; sie bildet Geist und Gemüt, lehrt Land und Leute kennen und fördert Kunst und Wissenschaft, ohne dem rührigen anhaltischen Geschichts- und Altertumsverein, der ebenfalls eine eigne gelehrte Zeitschrift herausgibt, Abbruch zu tun.

Für den Nordwesten Deutschlands erscheint seit acht Jahren eine illustrierte Halbmonatschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur Niedersachsens unter dem Titel „Niedersachsen.“ Sie wird in Bremen von Karl Schünemanns Verlag zum Preise von einer Mark fünfzig Pfennigen vierteljährlich herausgegeben und soll wahre Religiosität, Liebe zur Heimat und zum Herrscherhaus, Natürlichkeit und Rechtchaffenheit, kerniges Deutschtum und Pietät für alles das, was die Vorväter niedersächsischer Zunge einst geschätzt haben, fördern und erhalten. In diesem Sinne wird die Zeitschrift geleitet; es wechseln kleine Geschichten verschiedensten Inhalts, zum Teil in niederdeutscher Mundart und mit Humor gewürzt, mit Gedichten, Schilderungen und Bildern niederdeutscher Landschaften und mit gelehrten Abhandlungen geschichtlicher Art auf Grund von Urkunden; ferner werden unter dem Sondertitel: Der Sammler kurze geschichtliche und kulturgeschichtliche Nachrichten, alte Kinderreime, Nachrichten über Spiele, frühere Sitten und Gebräuche veröffentlicht, und schließlich hat jedes Heft ein besonderes Titelbild, das eine niedersächsische Landschaft und ähnliches darstellt. Bis zum April

<sup>\*)</sup> Wir erfahren soeben zu unserm lebhaften Bedauern, daß die gute Zeitschrift ihr Erscheinen hat einstellen müssen.

dieses Jahres wurde Niedersachsen von Hermann Heiberg geleitet; an dessen Stelle ist jetzt Hans Pfeiffer in Bremen getreten.

Etwas ähnliches ist die im April dieses Jahres ins Leben gerufne Halbmonatsschrift „rote Erde“; sie wird mit Bilderbeilagen von A. Kellermann in Dresden-Blasewitz zum Preise von einer Mark zwanzig Pfennigen vierteljährlich herausgegeben und verfolgt ebenfalls den Zweck, für deutsche Art und deutsche Geschichtsbetrachtung, für niedersächsische Stammeskunde und niedersächsisches Volkstum in Geschichte, Sprache, Brauch und Sitte in dem Lande Wittekind's und Teut's einzutreten. Die neue Zeitschrift will Romane und Erzählungen aus dem Lande der roten Erde, größere und kleinere Beiträge zur Geschichte einzelner Kreise, Städte, Dörfer, Gemeinden, Rittergüter, Schlösser und verfallener Burgen Niedersachsens, aber auch Berichte über industrielle und gewerbliche Anlagen, über Bäder und Sommerfrischen bringen, also Heimatkunde im weitesten Sinne treiben.

In einem engeren, mehr wissenschaftlichen Rahmen erscheinen die „Hessischen Blätter für Volkskunde.“ Diese legen besonders Gewicht auf die Erforschung alter Sitten und Gebräuche, auf das ländliche Bauwesen, die Bauernhäuser und auf die Bauernkunst früherer Jahrhunderte. Aber alle diese Zeitschriften haben dasselbe Bestreben, die Volks- und Heimatkunde in den Landschaften ihres Wirkungskreises zu verbreiten und zu vertiefen, und zwar in möglichst unbefangener, volkstümlicher Form. Damit ist ein wirklich gangbarer Weg beschritten worden, auf dem die Volkskunde ins Volk dringen kann. Sie bieten eine gesunde, volkstümliche und jedermann annehmbare Kost, und im Grunde genommen haben noch die meisten, geistigen Bestrebungen einigermaßen zugänglichen Menschen in ihren Feierstunden Sinn und Verständnis für die Zustände und Vorgänge früherer Jahrhunderte in ihrer engern Heimat. Wenn die Zeitschriften auf Abbildungen, äußere Ausstattung, gemeinverständliche, möglichst fremdwörterfreie, einfache Sprache und auf abwechslungsreichen Inhalt Wert legen, sowie auf einen möglichst niedrigen Preis halten, so müßte unser Volk alle Ideale verloren haben und gegen geistige Nahrung und Genüsse vollständig stumpf geworden sein, wenn es sich nicht allmählich diese Literatur zu eigen machen würde. Deshalb ist es dringend geboten, daß möglichst viele Landschafts-Einheiten und -Verbände Zeitschriften mit diesen Bestrebungen gründen, und ebenso notwendig ist es, daß genügende Mittel für das Bestehen bereit gestellt werden, damit die Zeitschriften nicht ein buchhändlerisch gewagtes Unternehmen bleiben.

Die Regierungen und Verwaltungen, die heutzutage sich den Anforderungen an Geldmittel für eine geordnete Denkmalpflege nicht mehr entziehen können, müssen auch für die damit verbundene Volks- und Heimatkunde mit ihren verfügbaren Mitteln eintreten: das ist die sozialpolitische Seite der Sache, die man nicht unterschätzen sollte in einer Zeit, wo sich die Heimatbände und die Beziehungen zur Scholle der Vorfahren ganz bedenklich zu lockern beginnen.

R. Krieg

Die echte Jesuslehre. Wer auch nur mit einem von Jesu Worten im Leben Ernst macht, der tut mehr als alle Schrifterklärer. Doch ist die Schrifterklärung nicht zu entbehren; dagegen könnten wir den Streit über die echten Jesuworte ganz gut entbehren, den wir über uns ergehen lassen müssen, seitdem sich die Kritik der Bibel bemächtigt hat. Im allgemeinen kommt dabei nichts heraus. Wenn wir trotzdem von einem der neuesten Versuche, die echten zu ermitteln, Notiz nehmen, so geschieht es, weil dieser, obwohl von einem Nichttheologen herrührend, einen Fortschritt über den Theologenstreit hinaus bedeutet, und zwar in doppelter Beziehung. Wolfgang Kirchbach spricht in seinem Buche: Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien (Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin, Ferdinand Dümmler, 1902) die Überzeugung aus, daß die Lehre Jesu ganz einzig sei und weder auf gnostische, noch auf neuplatonische, noch auf buddhistische Quellen zurückgeführt werden könne; namentlich von der indischen

Philosophie sei sie grundverschieden. Ihre Originalität ist ihm das Kennzeichen der Echtheit. Zum andern glaubt er, daß den Synoptikern und dem vierten Evangelium je eine Urschrift zugrunde liege, die beide wortgetreue Aufzeichnungen der Lehre Jesu gewesen seien. Namentlich der Autor der Reden des vierten Evangeliums sei der tiefste Metaphysiker gewesen, den es nur einmal in der Welt gegeben habe, und der eben kein andrer sein könne als der Jesus der drei ersten Evangelien. Diese seien freilich später geschrieben worden als die Paulusbriefe, aber die beiden Arevangelien seien der Zeit nach älter, und Paulus sei kein unbedingt zuverlässiger Interpret der Lehre Jesu. In allem diesem stimmen wir Kirchbach bei, wenn wir auch nicht so weit gehn, Paulus für einen „rationalistischn Phantasten“ zu erklären und den Paulinismus für etwas vom Christentum Grundverschiedenes, ja ihm Entgegengesetztes und Feindliches zu halten. Auch dem Alten Testament wird Kirchbach gerecht. Er preist die schönen, von liebevoller Beobachtung zeugenden Naturschilderungen, die erhabne, echt ethische Gesinnung und die Humanität der Propheten, die Teilnahme am Schicksale der Tiere und die zarte Fürsorge für sie und zeigt, daß die Bibel weder in der Schöpfungsgeschichte noch in den Psalmen einen Protest gegen Darwin enthalte, vielmehr mit ihrer Naturansicht ganz auf dem Boden der Entwicklungslehre stehe. Er hätte nur nicht bloß den Protest der Orthodoxen gegen Darwin, der keineswegs immer einen Protest gegen die Entwicklungslehre bedeutet, erwähnen sollen, sondern auch den Kampf der Darwinianer gegen die Bibel. Was dann die Exegese der von ihm für echt gehaltenen Jesuworte betrifft, so finden wir sie vielfach zutreffend und gut. Seine Erklärung des „Dies ist mein Leib“ mag der Beachtung des Schriftgelehrten dringend empfohlen werden. Das Brot sei weder der Leib Jesu oder gar Christi, noch bedeute es diesen Leib, sondern es bedeute die „Bundeseinheit zur Erfüllung der Lebensanschauung Jesu, die materielle Durchbringung der Menschheit mit dem höchsten Sittenleben.“ Nur sollte Kirchbach beachten — vielleicht weiß er das gar nicht —, daß alle seine Erklärungen, namentlich die von dem Genuß des Lebensbrottes als der Aneignung der geistig = sittlichen Substanz Jesu, den christlichen Lehrern aller Konfessionen nicht unbekannt und den bessern von ihnen geläufig sind. Übrigens trifft er nicht immer ins Schwarze. Bei den Seligpreisungen zum Beispiel, mit denen die Bergpredigt beginnt, übersieht er, was ihm, der den Poeten für den berufensten Interpreten der Bibel hält, zu allererst hätte in die Augen fallen müssen: daß die Wirkung dieses großartigsten aller Meisterstücke poetischer Rhetorik auf der Umwertung aller Werte beruht, daß darin alles, was die Welt schätzt, entwertet, das Gegenteil empfohlen wird, darum das Wort Bettler wörtlich genommen und in seinem gemeinen Sinne verstanden werden muß, gleichviel, wie man das beigelegte „im Geiste“ erklären mag. Und „was ihr wollt, daß euch die Menschen tun sollen, das tuet ihr ihnen auch,“ fällt keineswegs mit der kantischen Regel zusammen: „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Diese Regel ist, wie wir öfter gezeigt haben, ganz unbrauchbar, weil ein Gesetz, das unter allen Umständen, überall und immer für alle ohne Ausnahme gelten könnte, nicht denkbar ist; ein Staatsgesetz nämlich, das die Handlungen regelt, und ein solches meint Kant; mit dem Moralgesetz, das die Gesinnung regelt, ist anders. Und ein solches stellt Jesus auf, ein unbedingt erfüllbares: jeder kann sich in die Lage des andern, mit dem er zu tun hat, versetzen und sich fragen: Was würde ich von meinem Gegenpart wünschen, wenn unsre Lagen vertauscht wären? Das hat immer nur eine ganz individuelle Entscheidung zur Folge, auf die sich ein Staatsgesetz nicht gründen läßt. Abgesehen von solchen kleinen Meinungsverschiedenheiten können wir Kirchbach versichern, daß seine geistige und moralische Deutung der Worte Jesu den gläubigen Religionslehrern durchaus nicht fremd ist, und daß sie ganz so wie er auch die Wundertaten Jesu sinnbildlich und moralisch deuten; es ist in der Kirche seit der patristischen Zeit von jeher gelehrt worden, daß das

Schriftwort außer seinem Wortsinn auch einen symbolischen und namentlich einen moralischen Sinn habe. Aber freilich: außer dem Wortsinn; dieser wird nicht verworfen oder für Legende oder Mißverständnis der Jünger erklärt wie in Kirchbachs Buch. Wir unsererseits haben nichts dagegen, daß man legendenhafte Zusätze zu den Urevangelien und Anbequemungen Jesu an den Volksaberglauben im Neuen Testament findet. Aber wir halten nicht alles Übernatürliche, was darin vorkommt, für Legende, und wir glauben nicht, daß Jesus die Messiaswürde ausdrücklich abgelehnt, von seiner besonders Gottsohnschaft nichts gewußt habe und von einer jenseitigen Seligkeit nichts habe wissen wollen.

In dieser Beziehung halten wir es mit Hegel, dem gerade die Gottheit Christi das Wesentliche war. „Wenn Christus nur ein vortreffliches, sogar unsündliches Individuum und nur dies sein soll, so ist die Vorstellung der spekulativen Idee, der absoluten Wahrheit gelehnet. Um diese aber ist es zu tun, und von dieser ist auszugehen. Macht exegetisch, kritisch, historisch aus Christus, was ihr wollt; ebenso zeigt, wie ihr wollt, daß die Lehren der Kirche auf den Konzilien durch dieses oder jenes Interesse oder durch die Leidenschaft der Bischöfe zustande gekommen oder von da oder dorthin geschlossen sind — alle solche Umstände mögen beschaffen sein, wie sie wollen; es fragt sich allein, was die Idee oder die Wahrheit an und für sich ist.“ Eduard von Hartmann will sogar, daß sich die Christen nur an den Logos halten und den Menschen Jesus als eine halbmythische und gleichgültige Person fallen lassen sollen. Dieser Übertreibung gegenüber halten wir wieder mit der Kirche daran fest, daß der Logos ohne den Menschen Jesus nicht wirksam geworden wäre, und daß dieser Mensch Jesus für die Menschen aller Zeiten die Offenbarung des Logos und der Führer zum Vater bleibt. Jesus soll nach Kirchbach ganz kantisch die Unerkennbarkeit Gottes gelehrt haben. Mag sein! Das schließt nicht aus, daß er für seine Person eine nicht mitteilbare Kenntnis des Jenseits hatte, wie viele seiner Worte andeuten. Eben weil wir das Jenseits, „den Urgrund,“ nicht kennen, ist die Wunderscheu töricht. Wir sehen täglich deutlich ein, daß uns das Hervorgehn von Materie und Geist aus dem Urgrund, ja schon das Hervorgehn einer Erscheinung aus der andern, des Organischen aus dem Anorganischen, der Übergang einer Energieform in die andre Geheimnis bleibt, ein Wunder, wie Otto Liebmann sagt, und darum halten wir es nicht für ungereimt, daß Gott den, den er mit der wichtigsten aller Sendungen betraut hatte, durch Zeichen beglaubigt habe, die sich in die kausale Verkettung der Naturvorgänge nicht einfügen lassen. Das inwendige Reich Gottes, nach Kirchbach der Kern der Jesuslehre, ist dem christlichen Lehrer und dem gläubigen Christen wahrhaftig nichts neues; aber die Form, in der Kirchbach diese alte Wahrheit vorträgt, mit ausdrücklicher Abweisung eines äußerlichen Reichs Gottes, das erst im Jenseits seine Vollendung finden soll, leidet an zwei Übelständen, die die Verbreitung der christlichen Religion unmöglich gemacht haben würden, wenn die Urgemeinde die Lehre Jesu so verstanden und erklärt hätte. Er übersetzt Basilea ton Uranon mit „Macht des Alls“ und erklärt: „Die Macht des Alls soll unser innerer Besitz werden; das All soll sich in uns konzentrieren, das Bewußtsein der Unendlichkeit und Gesetzmäßigkeit des Alls, des Daseins soll uns stets begleiten,“ und daraus soll die Sittlichkeit hervorsprossen. Das versteht nun von tausend Menschen kaum einer, und für den einen, der es versteht, ist es noch kein Leitstern für den Wandel, keine Schutzwehr vor Versuchungen und keine Stütze in Widerwärtigkeiten. Alles dieses dagegen ist und leistet die leicht verständliche Kirchenlehre, daß wir einen allmächtigen und allgütigen Vater im Himmel haben, der uns so viel von sich, als wir zu unserm Heile brauchen, durch seinen Sohn bekannt gemacht hat, und der das in diesem unvollkommenen Erdenleben ungestillt bleibende Sehnen unsers Herzens im Jenseits befriedigen wird. Das inwendige Himmelreich zu erstreben, ist Pflicht jedes Christen; aber die Zahl derer, die es so vollkommen erlangen, daß sie seiner Vollendung und Ergänzung im Jenseits nicht bedürfen, ist so klein, daß die christ-

liche Religion wertlos wäre, wenn sich ihre Wirkung auf die Beglückung dieser wenigen beschränkte. Übrigens lehrt Kirchbach nur, Jesus habe das jenseitige Reich, die Fortdauer nach dem Tode, nicht verkündigt, nicht, er habe das Jenseits geleugnet; und Kirchbach leugnet es auch selbst nicht. Er schreibt u. a.: „Ob Gott ist oder nicht ist, ob wir ihn durch Schlüsse nachweisen können oder nicht, diese Schulfachserfrage hat Jesus ebensowenig interessiert, wie etwa der freie Wille und dergleichen. Zu behaupten: Gott ist in dem Sinne, wie etwa die Sterne sind, würde eine Vermessenheit sein für jeden, der die Grenzen unsers Erkennens beobachtet [?] hat. Im populären atheïstischen Sinne behaupten: Gott ist nicht, würde eine ebensolche wissenschaftliche Unverschämtheit sein. Wir können keins von beiden wissen.“ Wir begrüßen das Buch als einen Anfang unbefangener und beinahe vorurteilsloser Würdigung der Bibel in den Kreisen der Nichtpositiven.

Albert Ritters Buch Christus der Erlöser (Österreichische Verlagsanstalt in Linz, Wien und Leipzig, 1903) ist ganz anders angelegt als das von Kirchbach. Während dieses der Hauptsache nach neutestamentliche Exegese enthält, gibt jenes einen Abriss der religiösen und der philosophischen Entwicklung der Menschheit, Schilderungen der gegenwärtigen Lage und Zukunftsprogramme. Aber in einigen ihrer Ergebnisse stimmen beide überein. Auch Ritter hält die Religion Jesu für die absolute Religion, das bisherige Christentum für Paulinismus und erklärt, es sei die höchste Zeit, endlich einmal mit der christlichen Religion Ernst zu machen. Als das größte Hindernis ihrer Ausbreitung erscheint ihm die römische Hierarchie, die vernichtet werden müsse; los von Rom! ist seine Losung; die Reformkatholiken verspottet er. Der Protestantismus sei ja auch nur Paulinismus und seine gegenwärtige Lage jämmerlich, aber er habe dem Christentum wenigstens den Weg bereitet. In einigen andern seiner Ansichten wird ihm Kirchbach kaum beistimmen. Er schätzt das Alte Testament gering, sieht im Christentum „die höchste Blüte des arischen Weltverstehens,“ bekennt sich zur modernen Rassenlehre, preist Gobineau, Chamberlain und — Tolstoi, will aber vom Antisemitismus nichts wissen, sondern meint, für einen Krieg gegen vier Fronten: Rom, „die sozialen Verhältnisse, das Mischlingstum“ und den „alle Begeisterung und Hoffnung vergiftenden jüdischen Hohn“ sei das Arierium nicht stark genug; man müsse das ungeheure geistige und materielle Kapital der Juden annektieren, indem man sie in unsrer Rasse aufgehen lasse; das werde nicht schwierig sein, weil sie noch viel „amoritisches“ Blut hätten, also den Ariern stammverwandt seien. Mit der Verbreitung der wahren Religion aber müsse man endlich einmal energisch vorgehen (wie Herr Combes wohl?). „Die Wahrheit darf gegen den Irrtum keine Toleranz kennen . . . was soll denn da Gutes daran sein, daß jeder nach seiner eignen Façon dumme Einbildungen hegen darf?“ Wer entscheidet aber, was Wahrheit, was dumme Einbildung ist? Herr Albert Ritter natürlich. Nun hat er ja für den negativen Teil seiner Entscheidung, den Kampf gegen Rom, viele Millionen Bundesgenossen; dafür wird es mit dem positiven Teile, der Aufrichtung des neuen Gottesreichs, desto mehr hapern. Für eine Religion, die Gobineaus, Dührings oder Chamberlains Rassentheorie, Tolstoismus und Philosemitismus vereinigt, findet er kein Duzend Jünger unter den modernen Geistern.

Wir fügen hier noch den Titel eines der Bücher an, für deren Besprechung uns der Raum fehlt: Die Ethik Jesu von Eduard Grimm. (Hamburg, Grefe und Tiedemann, 1903.) Es ist aus Vorträgen entstanden, die der Verfasser im Auftrage der Hamburger Oberschulbehörde gehalten hat. Ein Abschnitt davon war schon im Protestantenblatt veröffentlicht worden.

Neuere Logik. Die alte aristotelische Logik wird immer ein unentbehrliches Mittel bleiben, den Gebildeten von mäßiger Fassungskraft im Gebiete der Verstandesoperationen zu orientieren und vor groben Fehlschlüssen zu bewahren. Aber die neuere Forschung hat doch so viel neues psychologisches Material zusammengetragen,

daß das Bestreben erwacht ist, die Vorgänge beim Denken tiefer zu erfassen, als es Aristoteles und die Aristoteliker vermocht haben. Hegels Logik war schon reine Metaphysik, und heutige Logiker liefern Erkenntnistheorien als Grundlagen einer Metaphysik. Ein solches Buch ist die Einführung in die moderne Logik von Goswin Uphues, Professor an der Universität Halle (Fünfter Band des vom Schuldirektor Beez herausgegebenen Sammelwerkes: Der Bücherschatz des Lehrers. Osterwieck am Harz, A. W. Zickfeldt, 1901). Den Inhalt zu skizzieren, versuchen wir nicht. Denn der Stoff ist so schon in dem Buche aufs äußerste zusammengepreßt, und wie der Verfasser richtig bemerkt: „Die Erkenntnistheorie umfaßt die schwierigsten Fragen der Philosophie. Ihr Verständnis setzt nachdenkliche verinnerlichte Naturen voraus, die heutzutage nicht allzuhäufig sind. Gewiegte Pädagogen behaupten, daß manchen im übrigen gut begabten Schülern jede Anlage für Mathematik fehlt. Mit anscheinend größerem Recht kann man sagen, daß fast allen Menschen mit sehr wenigen Ausnahmen die Anlage für jenen Teil der Philosophie abgeht.“ Aber Uphues versteht das schwer Verständliche so klar zu lehren, daß es verhältnismäßig leicht verständlich wird, darum weisen wir Männer, die Beruf oder Neigung zu diesen schwierigen Studien veranlaßt, an sein Buch, und wir tun es um so lieber, weil seine Ergebnisse im wesentlichen mit unsern eignen Überzeugungen übereinstimmen. Ein paar Ausführungen mögen das dartun. „Wie unterscheiden sich Wahrheit und Wirklichkeit? Das ist die für das Erkennen schwierige, vielleicht unlösbare, jedenfalls noch nicht gelöste Frage. Sagen wir, das Wahre ist wirklich, insofern es vom göttlichen Wesen nicht bloß gedacht sondern auch gewollt wird, Raum und Substanz sind der symbolische Ausdruck für die scheinbare Selbständigkeit der Dinge ihm gegenüber [besser gefaßt uns der Ausdruck »relative Selbständigkeit«, den er anderwärts gebraucht], Zeit und Kausalität der Ausdruck für die völlige Abhängigkeit der Dinge von ihm, so sind das jedenfalls viel zu allgemeine Antworten, um als genügend gelten zu können, obgleich sie eine ganze Weltanschauung und vielleicht die einzig mögliche enthalten.“ In einer andern Schrift (Religiöse Vorträge, Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1903) sagt er: „Wir müssen annehmen, wie das von der Religion vorausgesetzt wird, daß die Ideale vor unsrer Tätigkeit und unabhängig von ihr wirklich sind und als solche Wirklichkeiten auf uns Einfluß üben, und daß wir unter solchem Einfluß handeln. Mit andern Worten: Gott, in dem alle Ideale verwirklicht und zur Einheit verbunden sind, veranlaßt und bewegt uns zum Streben nach den Idealen, er regt uns zu diesem Streben an, setzt ihm sein Ziel und lenkt es dem Ziele zu. Gott ist nicht bloß das höchste Gut, zu dem wir streben, sondern auch die Kraft, aus der wir handeln.“ In der Logik zeigt er u. a., daß die Entwicklungstheoretiker den Zweckbegriff, den sie in Bann getan hatten, durch Hintertüren selbst wieder in ihre Lehrgebäude eingeschmuggelt haben, und beweist den Anmaßungen mancher Naturforscher gegenüber, „daß den geschichtlichen Tatsachen, die wir sämtlich den Mitteilungen anderer verdanken, kein geringerer sondern ein höherer Erkenntniswert zukommt als den Wissensinhalten der Naturwissenschaften, von denen wir viele durch unsre eigne Beobachtung gewinnen, und die wir, wenn sie durch Beobachtung anderer gewonnen wurden, nachprüfen können. . . . Von dem Körperlichen, dem eigentlichen Gegenstande der Naturwissenschaften, wissen wir streng genommen nicht, was es ist; von den Triebfedern und Beweggründen menschlicher Handlungen, die sich uns als die Hebel der geschichtlichen Entwicklung darstellen, haben wir eine eigentliche, in einer Einsicht bestehende Erkenntnis.“ Da der Verfasser mit der Mehrzahl der heutigen Philosophen überzeugt ist, „daß wir von der Beschaffenheit der Dinge keine Erkenntnis“ haben, so versteht man nicht, wie er die kantischen Dinge an sich verwerfen kann, wenn sich die Verwerfung nicht etwa bloß auf den allerdings ansehbaren Namen beschränkt. Seine Fachgenossen werden wahrscheinlich finden, daß er gleich im Anfang mehr dogmatisch als kritisch verfährt, indem er seinen Untersuchungen den Begriff Wahrheit, und zwar seinen Begriff der Wahrheit vorausschickt. Ohne

Zweifel wird jeder, der unter des Verfassers Leitung die Schule der Logik durchgemacht hat, welchem Forschungsgebiet auch immer er sich zuwenden mag, vor Abwegen sicherer vorwärts schreiten als andre, und wären alle Forscher einer so tüchtigen logischen Schulung teilhaft geworden, so würden sie sich leichter und vollständiger miteinander verständigen, als es bis jetzt geschehen ist. Zu allgemeiner Übereinstimmung jedoch in den höchsten und den tiefsten Fragen wird es niemals kommen, nicht bloß darum nicht, weil auch das Denken der Gelehrten immer von Vorurteilen, Neigungen, Abneigungen und Leidenschaften beeinflusst wird, so unterschieden sie die Berwerflichkeit solcher Abhängigkeit vom Allzumenschlichen in der Theorie anerkennen mögen, sondern auch darum, weil jenseits der von Aphues selbst sehr genau beschriebnen Grenzen unsrer Erkenntnis ein weites Gebiet liegt, worin es keine Gewißheit sondern nur Wahrscheinlichkeit gibt, jedem aber etwas andres wahr scheinen kann. Das Gebiet des Denknöthigen begrenzt Aphues sehr eng; er schreibt z. B.: „In dem Einheitsgesetz (das System der Wahrheit setzt einen Denkenden voraus, der alle Wahrheit erkennt) und in dem Gesetz der Kausalität (das Anfangende setzt ein andres schon Bestehendes voraus, das seinen Anfang ermöglicht) ist von einem Notwendigkeitsverhältnis zwischen dem Denkenden und dem System der Wahrheit, zwischen dem den Anfang Ermöglichenden und dem Anfangenden in keiner Weise die Rede; ein solches Notwendigkeitsverhältnis wird darum auch von diesen Gesetzen nicht gefordert.“ Dann darf man aber auch nicht erwarten, daß sich jemals alle Denker innerlich genötigt fühlen werden, diese beiden Gesetze und damit Gott als Weltursache anzuerkennen.

Eine umfangreichere Sammlung erkenntnistheoretischer und psychologischer Untersuchungen hat der Ungar Dr. Melchior Palágyi (bei C. A. Schwetsche & Sohn in Berlin 1903) herausgegeben unter dem Titel: Die Logik auf dem Scheidewege. Als einen Schüler von Aphues erkennt man ihn daran, daß er wie dieser den kartesischen Dualismus und sowohl die sensualistische wie die rationalistische Methode verwirft und das Wesen der Erkenntnis darin sieht, daß im Vergänglichem ein Ewiges gefunden wird. Am beifälligsten dürfte seine Untersuchung der Kategorien Zeit und Raum aufgenommen werden, die zu dem Ergebnis führt, daß der Raum nicht ohne die Zeit, die Zeit nicht ohne den Raum gedacht werden kann, und daß der Raum nicht etwas Beharrliches, sondern ein sich in jedem Augenblick Erneuerndes ist: fließender, dynamischer Raum. Die anstrengende Lektüre wird hie und da mit einem hübschen Bonmot verjüßt, z. B. „Wir sind im Grunde genommen alle Metaphysiker, nur mit dem Unterschiede, daß sich die einen darüber ärgern, die andern nicht.“

Palágyi polemisiert sehr heftig gegen Kant; dieser aber kommt jetzt bei Leuten zu Ehren, deren Lob ihn nötigen wird, sich im Grabe umzudrehn. Der siebente Band von Baihingers Kantstudien enthält eine Abhandlung von Albert Leclère, Docteur-ès-lettres à Blois: Le mouvement catholique kantien en France à l'heure présente. Man erfährt daraus, daß es auch heute noch zahlreiche liberale Katholiken in Frankreich gibt, die die Ausöhnung der Religion mit der Wissenschaft eifrig betreiben, und daß viele von ihnen in Kants Abgrenzung der beiden Gebiete das Mittel der Versöhnung sehen. Es wird eine Reihe von Männern genannt, die das Ausöhnungswerk in reger literarischer Tätigkeit fördern, deren Namen aber, von Brunetière abgesehen, in Deutschland ganz unbekannt sind; Blondel und Bergson scheinen die bedeutendsten zu sein. Der Verfasser hofft, daß sich diese Schule Duldung, wo nicht Anerkennung in der Kirche erkämpfen werde; von den Tatsachen, auf die er seine Hoffnung gründet, wollen wir nur die beiden anführen, daß Thomas von Aquin seine Philosophie auf denselben Aristoteles gebaut hat, dessen Lehre zehn Jahre vor jenes Geburt von der Kirche verdammt worden war, und daß Leo der Dreizehnte im Jahre 1892 zu Mgr. d'Hulst gesagt hat: man dürfe die christlichen Gelehrten in ihren Arbeiten nicht stören, man müsse ihnen Zeit lassen, zu zweifeln (oder: sich zu besinnen? Im Urtext steht d'hésiter) und sogar zu irren.

In der jüngst abgehaltenen Generalversammlung der Görresgesellschaft hat sich der Straßburger Philosophieprofessor Albert Lang gegen den Kantianismus der französischen Apologeten ausgesprochen.

Zum Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm. Mein Freund, Professor E. Matthias in Burg, hat in seinem sehr lesenswerten Aufsatz: „Zur Geschichte des Deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm“ (Grenzboten Nr. 47) mehrfach auf meinen in Nummer 37 anonym veröffentlichten Artikel Bezug genommen und auf S. 627 gesagt, daß meine Angaben „nicht ganz zutreffend“ seien. Ich kann dies nicht zugeben. Daß Professor Stosch schon 1895 mit der Fortführung der Arbeit Erdmanns betraut worden sei, habe ich nämlich nicht behauptet, sondern nur, der Wahrheit gemäß, geäußert, Stosch (dessen Namen ich übrigens nicht nannte) sei schon 1895 „in den Dienst des Wörterbuchs gestellt worden.“ Tatsächlich wurde er auch auf Erdmanns Wunsch Ostern 1895 mit dem ausdrücklichen Auftrage, diesen bei der Arbeit am Wörterbuche zu unterstützen, nach Kiel versetzt.

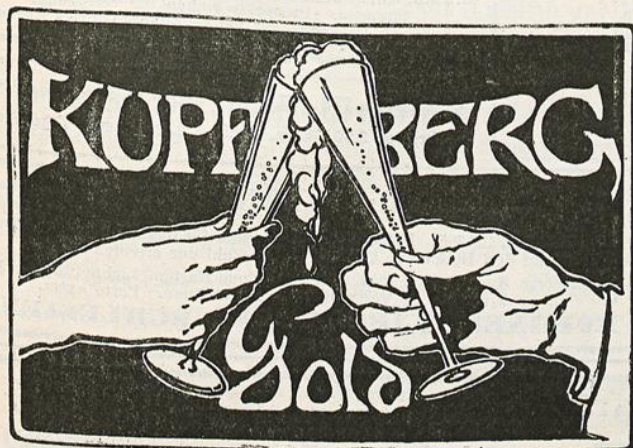
Zu den übrigen Ausführungen von Matthias nur noch eine Bemerkung. Er erklärt es für — gelinde ausgedrückt — wunderbar, daß ich schon jetzt von einem auf breiterer Grundlage zu errichtenden neuen Wörterbuche „schwärme.“ Ich meinerseits tröste mich diesem Vorwurfe gegenüber mit der Tatsache, daß vor mir schon andre — und unter ihnen Wilhelm Grimms eigener Sohn Herman — den Plan erörtert und die Notwendigkeit seiner baldigen Ausführung betont haben.

Kiel

H. Gering



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



„Kupferberg Gold“ zeichnet sich durch erstklassige Dualität, vorzüglichen Geschmack, durch seine leichte Art und große Bekömmlichkeit aus. Nach unserm erfahrenen Urteil muß es als das beste deutsche Erzeugnis angesehen werden.